

Als Träger des Brauchtums werden nur im Mühlviertel die einheimischen Hirten genannt. In allen anderen Fällen wird sowohl in den Texten wie in den Angaben der Aufzeichner angeführt, daß es sich um einen „fremden Halter“ handelt, von dem manchmal gesagt wird, daß er „über neun Wasser“ gegangen sein, also weit gewandert sein mußte. Den Angaben von F. Player nach handelt es sich bei dem Segensprecher um „einen fahrenden Bettler“ und der gleichen sozialen Schicht dürfte auch der Haltersegen-Sprecher angehört haben, den J. Kränzl befragte und von dem er erzählt:

„Leider war aus dem Mann, der von Hof zu Hof ging, um da seinen Spruch aufzusagen und seine Gabe, meist in einem kleinen Geldbetrag, in Empfang zu nehmen, nichts herauszubringen. Er werkelte seinen Spruch herunter und ließ sich auf keinerlei Erklärungen ein. Vermutlich fürchtete er dessen Weiterverbreitung und eine sich daraus ergebende Konkurrenz. Er ist nicht von der Gegend, kommt aber alle Jahre auf seinen Wanderungen hierher.“ (Hs.)

Nur ganz vereinzelt dürften die Haltersegen-Sprecher maskiert aufgetreten sein. Daß auch diese Brauchtumsform vorkam, bezeugen die Mitteilungen W. Mayers aus Polling und die Bemerkungen des Kommentators der Dichtungen des berühmten Lambacher Stiftsherrn M. Lindemayr. Deutlich bezeugt sind durch unsere Belege die Übergänge zum Glöcklerbrauchtum und zu den verschiedenen Stubenspielen der Winterszeit, die es wünschenswert erscheinen ließen, den Rahmen für die Betrachtung der funktionellen Bedeutung des Haltersegens gelegentlich noch weiter zu spannen, als dies in der Untersuchung von L. Schmidt bereits geschehen ist.

## „Wissenschaftliche Volkskunde“

### Eine notwendige Entgegnung

Die „Burgenländischen Heimatblätter“ brachten im 1. Heft des XVII. Jahrganges, 1955, S. 40—44 eine ausführliche Besprechung des Buches von Martha Bauer, Der Weinbau des Nordburgenlandes in volkskundlicher Betrachtung (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, herausgegeben vom Burgenländischen Landesmuseum, Bd. 1, Eisenstadt 1954) aus der Feder von Alfred Ratz. Die Besprechung zeichnet sich nicht nur durch eine bemerkenswerte Schärfe des Tones, sondern auch durch einen eigenartigen Titel, nämlich „Wissenschaftliche Volkskunde?“ aus. Besonders der letztere ist es, der mich veranlaßt, auf diese Besprechung zu erwidern.

Zunächst einmal die Feststellung des Tatbestandes: Dr. Martha Bauer hat eine umfangreiche Dissertation erarbeitet, in der sie versuchte, alles volkskundlich Wesentliche am nordburgenländischen Weinbau in eine systematische Gliederung zu bringen und das reiche Material, das sie sich erwandert und erlesen hatte, zum ersten Mal geordnet darzustellen. Die Dissertation wurde bei Viktor v. Geramb in Graz gearbeitet, eingereicht und approbiert. Es handelt sich also um eine wissenschaftliche Erstlingsarbeit, die ein vorher so gut wie unbearbeitetes Stoffgebiet zunächst darbioten und dann so gut als möglich erläutern mußte. Da die Arbeit also für die burgenländische Volkskunde wichtig erschien, habe ich sie gern zum Druck in den neugegründeten Veröffentlichungen des Landesmuseums empfohlen. Wie das Buch heute vorliegt, stellt es auch tatsächlich die erste gedruckte Weinbauvolkskunde einer österreichischen Landschaft dar. Die Arbeiten des soeben verstorbenen hochverdienten Kremser Forschers Hans Plöckinger haben im wesentlichen intensiv erforschte Einzelausschnitte aus dem Weinbaugebiet der Wachau und des Weinviertels dargeboten. Eine umfangreiche Dissertation über die Weinbauvolkskunde des niederösterreichischen Südbahnweingebietes, die bei mir gearbeitet wurde, und zwar von der bewährten Sammlerin Helene Grün, ist leider noch nicht veröffentlicht. Man kann die Arbeit von Martha Bauer praktisch noch an keiner österreichischen Parallelarbeit vergleichen.

Alfred Ratz beurteilt die Arbeit aber von einem ganz anderen Standpunkt her. Er wirft der Verfasserin die Benutzung der von ihm gesammelten und ihr zugänglich gemachten Quellen vor, weil sie die ihr von ihm gebotene Hilfe nicht ausreichend betont habe. Manche Quellenstellen, die Martha Bauer zitiert, gehen nach Ratz auf seine archivalischen Studien zurück. Daß dies von Martha Bauer nicht erwähnt wurde, ist zweifellos ein Fehler, zumindest eine ausgesprochene Unhöflichkeit. Bei dem immensen Fleiß, den Alfred Ratz seit vielen Jahren an seine Quellenstudien wendet, wäre es ein Akt der selbstverständlichen Dankbarkeit gewesen, ihn auch entsprechend zu nennen. Es erscheint freilich

durchaus möglich, daß die Verfasserin die Quellenangabe nicht aus Undankbarkeit, sondern nur aus Fahrlässigkeit unterlassen hat. Man muß nämlich auch bedenken, wieviele Anregungen gerade eine Dissertantin aufnimmt, aus wievielen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen sie schöpfen muß, ohne deren Wichtigkeit als wissenschaftliche Anfängerin noch ganz einschätzen zu können. Das weiß man als akademischer Lehrer am besten. Die meisten Dissertationen müßten praktisch fast nur aus Zitaten der Aussprüche, Hinweise und Mitteilungen des betreffenden Professors bestehen, und tun dies doch nicht. Ich glaube, Martha Bauer hat wie viele andere Dissertantinnen von den verschiedensten Seiten Anregungen empfangen, aber wie die meisten ihrer Kolleginnen die wenigsten davon registriert. Das ergibt sich nun einmal so im Verlauf dieser Arbeiten. Ich kann mich erinnern, daß ich ihr ebenfalls manchen Hinweis gegeben oder vermittelt habe, der auch nicht eigens ausgewiesen erscheint. Es kommt mir aber auch nicht besonders wichtig oder gar rügenswert vor.

Wenn man diese an sich verständliche Kränkung des verdienten Forschers also beiseiteläßt, kommen in seiner Besprechung nicht mehr sehr viele Argumente vor, die zu einer so bitteren Rezension berechtigen würden. Es sind vor allem sprachliche, und da muß ich gestehen, daß ich die Arbeit von Martha Bauer nicht für zuständig halte, aber auch den Meinungen von Alfred Ratz nicht immer beipflichten kann. Schließlich handelt es sich in beiden Fällen um keine mundartkundlich voll ausgebildete Germanisten. Was die Wörter- und Sachen-Verklammerung bei den einzelnen Weinbaugeräten betrifft, so wäre eine genaue Überprüfung der Aufzeichnungen von Martha Bauer und ihrer Berichtigungen von Alfred Ratz notwendig. Das müßte aber von einem gerätekundlich sehr gut geschulten Mundartforscher geschehen, meines Wissens sind die bisherigen Aufnahmen des Bayerisch-Österreichischen Wörterbuches nicht so weit, daß dies ohne Neuaufnahmen möglich wäre.

Das Gleiche gilt wohl auch für die Erklärung von Orts- und Flurnamen. Sie sind für die Arbeit von Martha Bauer nicht wesentlich. Ihre Behandlung durch Alfred Ratz, der sich damit intim beschäftigt, mag aber in manchen Fällen selbst wieder der Kritik unterliegen. So ist eine Rüge, daß Bauer den Flurnamen „Point“ aus mhd. „biunte“ = Einzäunung, erklärt habe, wogegen er die Ableitung von „Peunt“ = Richtstätte, vorziehe „wie er zu Dutzenden vorkommt“, sicherlich nicht angebracht. Es ist für jeden, der sich nur nach der Ableitung des Flurnamens erkundigt, selbstverständlich, nach den entsprechenden Mundartwörterbüchern zu greifen, und dabei für Point und Peunt eben „eingefriedeter, vom Viehtrieb ausgeschlossener Platz usw.“ zu finden (z. B. Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, S. 73). Daß auch die Gerichtsstätte ihren ab und zu auftretenden „Peunt“-Namen von dieser Form ableitet, ist selbstverständlich. Die Ansicht von Ratz stellt die Dinge auf den Kopf: Weil ab und zu eine Gerichtsstätte den alten Namen der abgegrenzten Flur führte, heißen doch nicht alle Peunten-Fluren nun nach Gerichtsstätten. Aber Ratz hat sich mit dieser Ableitung bei einem besonderen Anlaß angefreundet, nämlich bei seiner Behandlung der Wehranlagen von Burg, in dem Sonderkapitel, das „Der Name ‚Burgstall Rabenstein‘ und die Zusammenhänge zwischen Wehrbau, Richtstätte, Bergbau, König Matthias-Corvinus-Sage und deren germanisch-mythologische Komponenten“ überschrieben ist (Ulrich · Ratz · Mitscha-Märheim · Ohrenberger · Saria, Die Wehranlagen von Burg. = Burgenländische Forschungen, H. 25. Eisenstadt 1954. S. 151 ff.). Dort sind mit dem aus den verschiedensten Quellen stammenden und auf unterschiedlichste Art gedeuteten Material recht eigenartige Zusammenhänge konstruiert, die zweifellos der Nachprüfung wert erscheinen. Bei einzelnen Gliedern der Beweisführung, welche auf Spuren altgermanischer Religion eingehen, kann man aber wohl jetzt schon sagen, daß sie nicht tragfähig sind. Wenn man die Wodansräben so ununterbrochen um jeden Rabenstein kreisen läßt, dann wird der Gutgläubigste mißtrauisch. Die Krone dieser hier vorgebrachten Deutungen ist aber zweifellos die Rückführung der Flurnamen „Frossäcker“ und „Frossriegel“ auf den germanischen Gott Fro, besser unter dem nordgermanischen Namen Freyr bekannt (S. 162 f.). Ratz denkt einen Augenblick lang daran, daß mhd. vron = „was den Herrn betrifft“ an der Namenbildung beteiligt sein könnte, aber er wehrt leider selbst gleich ab, „denn das ‚Vro‘ der Frauenriednamen wurde in der Umgangssprache bereits im 13. Jahrhundert durch ‚her‘, ‚herre‘ verdrängt“ (S. 162 unten). In der Umgangssprache. — und dabei sagen wir heute noch „Fronleichnam“ .. Und gar in den Namen, wo es gleich drüben in der Steiermark „Frohnleiten“ gibt ... Aber der Drang zur germanischen Mythologie ist eben stärker. Und dieser Drang wird noch gestützt, wenn Herbert Mitscha-Märheim über „Thor der Donnergott, im Burgenland“ schreibt (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XVII, 1955, S. 37 ff.). Daß Mitscha-Märheim den in Leitha-Proders-

dorf gefundenen Anhänger dort als „Thorshammer“ identifiziert, ist durchaus Sache der Frühgeschichte. Da ist also wahrscheinlich im 9. Jahrhundert jemand bestattet worden, der einen derartigen Anhänger in der Art der „Thorshämmer“ der Wikingerzeit trug. Inwieweit es sich dabei um einen Verehrer des Gottes Thor gehandelt haben kann, inwieweit sich daraus auf eine größere Verehrung dieses germanischen Gottes im Burgenland schließen läßt, entzieht sich wohl noch ganz unserer Kenntnis. Mit den „Hinweisen auf die Götterwelt des Wodan und Freyr-Fro im burgenländischen Raum, die A. Ratz vorlegt“ (Mitscha-Märheim S. 39) hat dies alles aber sicherlich nichts zu tun, denn diese „Hinweise“ stammen einzig und allein aus der Flurnamen-Interpretation von Ratz, die ich nach dem Beispiel der „Frossäcker“ nur als verfehlt bezeichnen kann. Das Bestreben, in die Geisteswelt der Menschen unserer Landschaft in dieser so wenig erhellten Frühgeschichte einzudringen, ist begreiflich und verdienstlich. Allein, es bedarf dazu tauglicher Mittel. Dazu gehört die Einsicht in die entsprechende Literatur, und die Fähigkeit zur Beurteilung, was davon gültig, und was veraltet ist. Wenn sich Ratz bei seinen Spuren des Wodanglaubens auf Elemer Móor, Ein Überrest des altdeutschen Wodanskultes in Westungarn (Deutsch-Ungarische Heimatblätter, Bd. IV, Budapest 1932, S. 298 ff.) beruft, so erweist er die notwendige Einsicht nicht, denn die Interpretation Móors, dessen Erntebrauch, ein geknotetes Halmbüschel auf dem abgeernteten Feld für „St. Peters Pferd“ stehen zu lassen, sei ein Rest des Wodanglaubens, ist so überholt, so veraltet, wie nur eine Damenmode nach fünf Sommern veraltet sein kann.

Ratz prägt in seiner Bauer-Besprechung gelegentlich den Satz: „Was eine wissenschaftliche Arbeit erst zu diesem Rang erhebt, sind die Quellen.“ (S. 43.) Ob man das so apodiktisch sagen kann, möchte ich bezweifeln. So einfach läßt sich die Wissenschaftlichkeit wohl überhaupt nicht umschreiben. Sicher ist mir aber, daß sich Ratz selbst an seinen Grundsatz halten sollte. Was er für die Interpretation seiner Lieblingsideen heranzieht, sind nämlich manchmal Quellen, die mir recht trüb erscheinen, und die Interpretation, die in der Wissenschaftlichkeit besonders weit im Vordergrund steht, mißlingt dementsprechend mitunter ganz und gar. Ich habe ja schon einmal bei der Behandlung des Kentaurer-Reliefs von Deutsch-Schützen, darauf hinweisen müssen, daß Ratz in seiner Freude an der Lokalinterpretation die wirkliche Stellung der Denkmäler gänzlich verfehlt. Die guten Absichten allein tun es nicht, und den schönsten Einfällen gegenüber muß Selbstkritik und Beurteilungsfähigkeit hinsichtlich der Quellen und hinsichtlich der Interpretation wachen, sonst kann wirklich von Wissenschaftlichkeit nicht mehr die Rede sein.

Das führt mich zum Inhalt der Bauer-Besprechung zurück. Ratz kennt viele Probleme, die Martha Bauer behandelt hat, aus der Nähe, beurteilt sie aber anders. Er gibt eine wirklich lehrreiche Abhandlung über die Neugestaltung der Leseefeste, die ich gern als wichtige Beobachtung zur Gegenwartsvolkkunde buchen will. Auch Martha Bauer wird das vermutlich tun, auch wenn sie zur Zeit der Abfassung ihrer Dissertation die Dinge noch anders gesehen hat. Derartige Dinge berechtigen aber nicht im mindesten, zu behaupten, die Arbeit werde „weder der wirtschaftlichen noch der kulturellen, weder der einstigen noch der heutigen Bedeutung des Weinbaues in Nordburgenland gerecht“. Das ist eine sehr starke Übertreibung, wenn man es mild ausdrücken will. Die Arbeit ist ein guter Anfang auf einem bisher in dieser Form gar nicht bearbeiteten Gebiet! Vielleicht nicht mehr, aber sicherlich auch nicht weniger. Von einem Kritiker, der in einem solchen Ton spricht, muß man zudem verlangen, daß er es wesentlich besser kann. Das hat aber Alfred Ratz in den Arbeiten, die ich kenne, bisher nicht getan, ich finde vielmehr in ihnen sehr viele bedenkliche Stellen, so daß das Strafgericht einer umfassenden Kritik eigentlich hier viel berechtigter wäre als bei der Bauerschen Weinbauvolkkunde. Ich fühle mich nicht befugt, die Arbeiten von Ratz, die sich mit Grenzgebieten der Geschichte, der Archäologie, der Kunstgeschichte und der Volkskunde beschäftigen, in dieser Weise zu kritisieren. Ich kann nur den Finger auf jene Stellen legen, die sich mit volkskundlichen Stoffen im engeren Sinn beschäftigen, und dabei laut und eindeutig feststellen: So geht es nicht. Das oben zitierte Kapitel der Bearbeitung der „Wehranlagen von Burg“ ist ein Musterbeispiel dafür, wie es sicherlich nicht geht, wie hier ein gänzlich überholter mythologischer Dilettantismus sich als neueste Erkenntnis ausgibt. Wenn das Fragezeichen bei „Wissenschaftliche Volkskunde“ irgendwo berechtigt sein sollte, dann jedenfalls hier. Aber auf die in diesem Zeichen enthaltene Frage muß dann deutlich geantwortet werden: Nein, dies ist keine Volkskunde, und erst recht keine wissenschaftliche.

Es geht mir nicht darum, die Verdienste von Alfred Ratz zu schmälern. Ein so begeisterter Heimatforscher wie er hat zweifellos das Recht, sich in seinem engeren und weiteren Bereich immer erneut umzusehen, und alle Anregungen heranzuziehen und frucht-

bar zu machen versuchen, es gibt gerade für ihn immer wieder Wege, die nicht die allgemein betretenen sind, und doch zu guten Ergebnissen führen können. Es wäre dennoch richtig, in einer solchen Stellung seine eigenen Grenzen zu erkennen, und mit dem Urteil über andere zurückhaltend zu sein. Nochmals: Insofern es sich um Dinge des wissenschaftlichen Anstandes handelt, inwieweit etwa die Pflicht der Dankbarkeit verletzt wurde, sind das Dinge, die hier nicht berührt werden sollen. Frau Dr. Sammer-Bauer wird sich dazu zweifellos selbst äußern. Aber Ansprüche auf eine persönliche Danksagung unter einem Titel „Wissenschaftliche Volkskunde?“ anzumelden, das kann ich nicht gelten lassen. Zu diesem Titel, zu diesem Fragezeichen ist Alfred Ratz einfach nicht befugt.

Leopold Schmid t

**Richard Pittioni, Urgeschichte des österreichischen Raumes. 854 Seiten, 12 Karten, 536 Abbildungen. 4<sup>o</sup>. Franz Deuticke, Wien 1954. S 390.—.**

1937 erschien im gleichen Verlag von R. Pittioni die „Urgeschichte Österreichs“; eine Zusammenfassung der damaligen Forschungsergebnisse, war diese Arbeit eine feste Basis, auf die sich die weitere Erforschung der Urgeschichte Österreichs stützen konnte. Einem Abschnitt der Synthese folgt eine Zeit der Analyse und nach dieser kurzen Zeitspanne erhalten wir jetzt vom gleichen Verfasser eine Monographie, die dem derzeitigen Forschungsstand in Österreich gerecht zu werden versucht. Dieses Werk gestattet keinen Vergleich mit der erstgenannten Zusammenfassung; es zählt unbestrittenermaßen zu dem Besten, was die Urgeschichtsforschung in Österreich aufzuweisen hat. In die Augen springt die ausgesprochen lebendige Gestaltung; der Text wird von klaren Tafeln, Abbildungen und Karten unterbrochen — im ganzen ein äußerst repräsentatives Werk.

Einem kurzen Vorwort folgt als Einleitung die Geschichte der Forschung (S. 1—4). Darin wird betont, daß auf die Hilfe unbeamteter Mitarbeiter nicht verzichtet werden kann, obwohl die Bundesländer, den Aufgaben der Zeit Rechnung tragend, fachlich geschulte Museumsbeamte in den Dienst gestellt haben. Das zweite Kapitel (S. 5—20) behandelt den Wandel von der Ur- zur Kulturlandschaft. Der dritte Abschnitt (S. 21—121) nennt sich das „Lithikum“ und umfaßt nach der gewohnten Terminologie die Alt- und Mittelsteinzeit; das „Keramikum“ (S. 122—274) beinhaltet die jüngere Steinzeit. Das „Metallikum“ (S. 275—791) behandelt die Bronzezeit und die frühe und späte Eisenzeit (Hallstatt, La Tène). Im Teil „Anmerkungen“ (S. 793—833) mit 1207 Fußnoten finden wir umfassende Literaturhinweise. Für das dieses Werk abschließende Register (S. 834—854) (Autoren-, Fundort-, Sachregister), wird wohl die Fachwelt der Frau des Autors, die — wie wir aus dem Vorwort erfahren — das Fundortregister zusammenstellte, besonderen Dank zu sagen haben.

Wenn hier noch zu einzelnen Kapiteln Stellung genommen wird, vor allem vom Gesichtspunkt der Lokalforschung aus, — bewußt, daß bei einer derartig umfassenden Bearbeitung des vorhandenen Materials Meinungsverschiedenheiten und lokale Unstimmigkeiten verständlich sind, die den Wert des Buches nicht beeinträchtigen können, — geschieht dies dennoch, von der Überzeugung ausgehend, daß gerade die Lokalforschung diese kleinen Beiträge liefert, durch die man ein vollkommenes und geschlossenes Bild erhält.

Etwas befremdend wirkt in diesem Werk, das sich vermutlich nicht nur an die Fachforschung wendet, die Einführung einer neuen Terminologie. Es erhebt sich dabei die Frage, ob sich dieser Versuch lohnt, nachdem bisher alle Bemühungen dieser Art gescheitert sind. Unbestritten charakterisieren verschiedene neue Benennungen das Wesen eines Zeitabschnittes besser als das gewohnte Dreiperiodensystem (Alt- und Jungsteinzeit, Bronzezeit, ältere und jüngere Eisenzeit). Was wird aber dadurch gewonnen? Der Fachmann weiß um die Problematik der urgeschichtlichen Nomenklatur; der interessierte Laie aber und vor allem der Lehrer verbindet mit der Abfolge: Stein-, Bronze- und Eisenzeit bestimmte Vorstellungen, wie sie ihnen von den Fachkreisen nahegebracht wurden. Sogar die fremdsprachigen Bezeichnungen — Neolithikum usw. — werden allgemein verstanden. Sicher ist, daß jede Änderung der gewohnten Einteilung und Nomenklatur die Gefahr mit sich bringt, daß unser Fachgebiet von der interessierten Umwelt als eine esoterische Wissenschaft betrachtet wird, wodurch die Arbeit, sowohl die popularisierende, als auch die Feldarbeit erschwert wird. Diese Probleme bestünden auch auf anderen wissenschaftlichen Gebieten, z. B. in der Anthropologie (Urform), Geologie, Physik (Atom). Hier wird aber mit den einmal eingeführten Bezeichnungen als feststehenden Begriffen gearbeitet.

Die feinere Untergliederung der einzelnen Zeitabschnitte, wie wir sie in diesem Buch

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Burgenländische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 1956

Band/Volume: [18](#)

Autor(en)/Author(s): Schmidt Leopold

Artikel/Article: [Kleine Mitteilungen - "Wissenschaftliche Volkskunde"  
39-42](#)